

Michail Bulgakow

Die weiße Garde

Michail Bulgakow
Die weiße Garde
ROMAN

Aus dem Russischen von
Larissa Robiné

Mit literaturgeschichtlichen
Anmerkungen von Ralf Schröder

Sammlung Luchterhand

Titel der russischen Originalausgabe:
Belaja gvardija
Erschienen im Verlag »Chudožestvennaja literatura«, Moskau 1989
Die Urfassung der Kapitel 19 bis 21 stellte Igor Fëdorovič
Vladimirov freundlicherweise zur Verfügung.
Übersetzung: Thomas Reschke



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
für die Sammlung Luchterhand liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage April 2005
Sammlung Luchterhand
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1992 by
Volk und Welt
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN-10: 3-630-62095-7
ISBN-13: 978-3-630-62095-4

www.luchterhand-literaturverlag.de

Inhalt

Erster Teil

9

Zweiter Teil

137

Dritter Teil

207

Urfassung der Kapitel 19 bis 21

335

Literaturgeschichtliche Anmerkungen

395

*Ljubow Jewgenjewna Beloserskaja
gewidmet*

Erster Teil

Es fing an zu schneien, erst ganz fein, dann plötzlich in mächtigen Flocken. Der Wind heulte; nun war der Schneesturm da. In einem Augenblick floß der dunkle Himmel mit dem Schneemeere in eins zusammen. Alles verschwand.

»Nun, Herr!« schrie der Kutscher. »Welch ein Unglück: der Schneesturm ...«

»Die Hauptmannstochter«

Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken.

1 Groß war es und fürchterlich, das eintausendneunhundertundachtzehnte Jahr nach Christi Geburt, das zweite aber nach Beginn der Revolution. Reich war es im Sommer an Sonnenschein und im Winter an Schnee, und besonders hoch standen am Himmel zwei Sterne: der abendliche Hirtenstern Venus und der rote, flimmernde Mars.

Aber die Tage fliegen in friedlichen wie in blutigen Jahren pfeilgeschwind dahin, und die jungen Turbins bemerkten gar nicht, wie in klirrendem Frost der weißotige Dezember angebrochen war. Oh, du unser Väterchen Frost, strahlend in Schnee und Glück! Oh, Mutter, lichte Königin, wo weilst du?

Ein Jahr nachdem die Tochter Jelena dem Hauptmann Sergej Iwanowitsch Talberg angetraut worden war und in der Woche, als der älteste Sohn, Alexej Wassiljewitsch Turbin, aus zermürbenden Feldzügen, aus Kriegsdienst und Elend zurückkehrte in die Ukraine, in die STADT, ins häusliche Nest, wurde der weiße Sarg mit dem Leichnam der Mutter den steilen Alexejewski-Hang hinuntergetragen nach Podol, ins Kirchlein des Guten Nikolai, das im Wswos stand.

Als für die Mutter die Totenmesse gelesen wurde, war es Mai, Kirschbäume und Akazien klebten die Spitzbogenfenster zu. Vater Alexander, vor Trauer und Verlegenheit stolpernd, blinkte und funkelte unter den goldhellen Lichtern, und der lilagesichtige Diakon, bis zu den Spitzen der knarrenden Stiefel in Gold gefaßt, rollte finster die kirchlichen Abschiedsworte für die Mutter, die ihre Kinder verließ.

Alexej, Jelena, Talberg, die im Hause der Frau Turbin aufgewachsene Anjuta und auch der vom Tod betäubte Nikolka mit seinem auf die rechte Braue herabhängenden Wirbelhaar standen zu Füßen des altersbraunen Sankt Nikolai. Nikolkas dicht an der langen Schnabelnase sitzende blaue Augen blickten verwirrt und todtraurig. Von Zeit zu Zeit hob er sie zum Ikonostas oder zu dem im Halbdunkel vergehenden Altarbogen, wo der traurige, geheimnisvolle alte Gott sich aufschwang und zwinkerte. Wofür dieses Leid? Ist das nicht ungerecht? Warum wird uns die Mutter genommen, als gerade alle zusammengekommen sind und Erleichterung eingetreten ist?

Der zum geborstenen schwarzen Himmel aufstrebende Gott gab keine Antwort, und Nikolka selbst wußte noch nicht, daß alles, was geschieht, richtig ist und sich stets zum Guten wendet.

Die Totenmesse war beendet, alle traten hinaus auf die hallenden Platten des Vorplatzes und geleiteten die Mutter durch die ganze riesige STADT zum Friedhof, wo unter einem schwarzen Marmorkreuz schon lange der Vater lag. Auch die Mutter wurde begraben. Ach ... Ach ...

Viele Jahre vor diesem Tod wärmte und hegte der Kachelofen im Eßzimmer des Hauses Nummer dreizehn auf dem Alexejewski-Hang die kleine Jelena, den Ältesten Alexej und den winzigen Nikolka. Wie oft wurde an der glutatmenden Kachelwand »Zar und Zimmermann« gelesen, die Uhr spielte eine Gavotte, und Ende Dezember roch es stets nach Tannengrün, auf dessen Zweigen verschiedenfarbiges Paraffin brannte. Gleich nach der bronzenen Spieluhr, die in Mutters – jetzt Jelenas – Schlafzimmer stand, ließ im Eßzimmer die schwarze Wanduhr ihren Turmuhrschlag ertönen. Der Vater hatte sie vor langer Zeit gekauft, als die Frauen noch die komischen Puffärmel trugen. Solche Ärmel trug man jetzt nicht mehr, die Zeit war wie ein Funke verstoben, der Vater, ein Professor, gestorben, die Kinder waren herangewachsen, aber die Uhr war die gleiche geblieben und schlug ihren Turmuhrschlag. Alle hatten sich so an sie gewöhnt, daß, verschwände sie durch ein Wunder von der Wand, es traurig wäre, als sei eine vertraute Stimme gestorben, und den leeren Platz hätte nichts ausfüllen können. Die Uhr war aber zum Glück unsterblich wie Zar und Zimmermann und die holländischen Kacheln, heiß und lebenspendend auch in schwerster Zeit wie ein weiser Fels.

Diese Kacheln, die alten roten Plüschmöbel, die Betten mit den glänzenden Kugeln, die verwetzten rosabunten Wandteppiche, darauf Alexej Michailowitsch, der einen Falken auf dem Arm trägt, und Ludwig XIV., der sich am Ufer eines seidenen Sees im Paradiesgarten aalt, türkische Teppiche mit dem wundersamen Geranke auf orientalischem Feld, das dem kleinen Nikolka im Scharlachfieber vor den Augen flimmerte, die bronzene Lampe mit dem Schirm, die besten Schränke der Welt mit den Büchern, die nach alter, geheimnisvoller Schokolade rochen, mit Natascha Rostowa und der Hauptmannstochter, die vergoldeten Tassen, das Silber, die Porträts und Portieren – die sieben verstaubten und vollgepfropften Zimmer, in denen die jungen Turbins aufgewachsen waren, das alles

überließ die Mutter in schwerster Zeit den Kindern; schon schwächer werdend und nach Atem ringend, klammerte sie sich an die Hand der weinenden Jelena und sagte:

»Lebt in Eintracht ...«

Aber wie? Wie sollte man leben?

Alexej Wassiljewitsch, der Älteste, ein junger Arzt, war achtundzwanzig Jahre alt, Jelena vierundzwanzig, ihr Mann, Hauptmann Talberg, einunddreißig und Nikolka siebzehneinhalb. Ihr Leben wurde just zu Beginn seiner Blüte entwurzelt. Der Sturm hatte schon lange von Norden her geweht, und er wütete je länger, desto schlimmer. Der älteste Turbin war nach dem ersten Schlag, der die Berge am Dnepr erschütterte hatte, in die Heimatstadt zurückgekehrt. Nun würde, so hoffte man, alles sich beruhigen und das in den Schokoladebüchern geschilderte Leben anfangen, doch im Gegenteil, es wurde immer schrecklicher. Im Norden tobte der Sturm, und hier unter den Füßen grollte und brodelte der aufgewühlte Schoß der Erde.

Das achtzehnte Jahr eilte seinem Ende zu und wurde von Tag zu Tag schrecklicher und widerhaariger.

Die Wände werden einstürzen, der Falke wird erschrocken vom weißen Handschuh auffliegen, das Licht in der Bronzelampe wird erlöschen und die Hauptmannstochter im Ofen verbrennen.

»Lebt in Eintracht«, hatte die Mutter den Kindern gesagt.

Sie aber würden sich quälen und sterben.

Einmal gegen Abend, kurz nach der Beerdigung der Mutter, kam Alexej Turbin zu Vater Alexander und sagte:

»Ja, Trauer haben wir, Vater Alexander. Es ist schwer, die Mutter zu vergessen, noch dazu in so schrecklicher Zeit. Zumal ich gerade erst zurückgekehrt bin. Ich dachte, wir würden unser Leben in Ordnung bringen, und nun ...«

Er verstummte, und so, in der Dämmerung am Tisch sitzend, blickte er nachdenklich in die Ferne. Die Zweige des

Kirchgartens hatten das Häuschen des Geistlichen ganz verdeckt. Es war, als begänne gleich hinter der Wand dieser engen, mit Büchern vollgestopften Studierstube ein geheimnisvoll wirrer Frühlingwald. Das dumpfe Brausen der abendlichen Stadt drang herbei, es duftete nach Flie-der.

»Was soll man tun, was soll man tun?« murmelte der Geistliche verlegen. (Er war immer verlegen, wenn er mit Menschen sprechen mußte.) »Alles liegt in Gottes Hand.«

»Vielleicht geht all das eines Tages doch zu Ende, und es kommen bessere Zeiten?« fragte Turbin vor sich hin.

Der Geistliche regte sich im Sessel.

»Die Zeiten sind zweifellos schwer, sehr schwer«, murmelte er. »Aber man darf nicht den Mut verlieren.«

Dann schob er plötzlich die weiße Hand aus dem schwarzen Ärmel seines Priesterrocks, legte sie auf einen Stoß Bücher und öffnete das oberste, da, wo das buntbestickte Lesezeichen lag.

»Man darf nicht verzagen«, sagte er verlegen, aber irgendwie sehr überzeugend. »Verzagtheit ist eine große Sünde. Obwohl mir scheint, uns stehen große Prüfungen bevor. Ja, ja, große Prüfungen.« Er sprach immer sicherer. »In letzter Zeit, wissen Sie, sitze ich viel über den Büchern, natürlich aus meinem Fachgebiet, meist über Gottes Wort.«

Er hob das Buch so, daß das letzte Licht vom Fenster auf die Seite fiel, und las:

»Und der dritte Engel goß aus seine Schale in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen; und es ward Blut.«

2 Es war also ein weißzottiger Dezember. Rasch näherte er sich seiner Mitte. Schon war der Abglanz von Weihnachten auf den verschneiten Straßen zu spüren. Das achtzehnte Jahr würde bald zu Ende sein.

Oberhalb des zweigeschossigen Hauses Nummer dreizehn, das eine ganz seltsame Bauart hatte (die Turbinsche

Wohnung lag zur Straße im ersten Stock und zu dem kleinen, zum Haus her abfallenden gemütlichen Hof im Erdgeschoß), in dem Garten, der an einem steilen Berg klebte, hingen die Zweige, vom Schnee gebeugt. Der Berg war verschneit, und die Schuppen im Hof hatten sich in einen riesengroßen Zuckerhut verwandelt. Das Haus hatte eine Generalsmütze aufgesetzt, in der unteren Etage (zur Straße hin Erdgeschoß, zum Hof aber, unter Turbins Veranda, Kellergeschoß) glomm das gelbliche Licht beim Ingenieur, Feigling, Bourgeois und Scheusal Wassili Iwanowitsch Lissowitsch auf, und in der oberen Etage leuchteten hell und lustig die Fenster der Turbins.

In der Dämmerung gingen Alexej und Nikolka in den Schuppen nach Holz.

»Oh, verdammt wenig Holz. Sieh mal, sie haben wieder gestohlen.«

Aus Nikolkas Taschenlampe sprang ein bläulicher Lichtkegel, in dem man sah, daß die Bretterwand von außen abgerissen und flüchtig wieder angenagelt worden war.

»Weiß Gott, ich würde die Halunken gerne abschießen. Setzen wir uns doch heute nacht hier auf Wache! Ich weiß, das sind die Schuhmacher aus Nummer elf. Diese Schurken! Dabei haben sie mehr Holz als wir.«

»Laß sie. Komm, faß an.«

Das rostige Schloß quietschte, Schnee fiel vom Dach auf die Brüder, sie trugen das Holz in die Wohnung. Um neun konnte man die Kacheln schon nicht mehr anfassen.

Der herrliche Ofen hatte auf seinen blendendweißen Kacheln folgende historische Inschriften und Zeichnungen, draufgetuscht zu verschiedenen Zeiten des Jahres achtzehn von Nikolka und erfüllt von tiefem Sinn und Bedeutung:

Wenn man dir sagt, die Verbündeten würden uns zu Hilfe eilen, glaube es nicht. Die Verbündeten sind Schurken.

Er sympathisiert mit den Bolschewiken.

Eine Zeichnung: Die Fratze von Momus.

Unterschrift:

»Der Ulan Leonid Jurjewitsch.«

*Schreckliches Gerücht im Lande:
Zieht heran die rote Bande!*

Eine farbige Zeichnung: Ein schnauzbärtiger Kopf mit einer Papacha, von deren Spitze ein langer blauer Schwanz hängt.

Unterschrift:

»Nieder mit Petljura!«

Jelena und die alten zärtlichen Jugendfreunde der Turbins, Myschlajewski, Karausche und Scherwinski, hatten mit Farben, Tusche, Tinte und Kirschsafte geschrieben:

*Jelena liebt uns alle sehr,
den einen noch, den andern nicht mehr.*

*Jelena, ich habe Karten für »Aida«
1. Rang, Loge 8, rechts.*

Am 12. Mai 1918 habe ich mich verliebt.

Sie sind dick und häßlich.

Jetzt bleibt mir nur eines – Selbstmord.

(Darunter war, gut getroffen, ein Browning gezeichnet.)

*Es lebe Rußland!
Es lebe die Monarchie!*

Juni. Barkarole.

*Und nicht umsonst gedenkt ganz Rußland
des Heldentags von Borodino.*

Mit Druckbuchstaben hatte Nikolka darunter geschrieben:

Ich befehle nachdrücklich, kein unnützes Zeug auf den Ofen zu klieren. Bei Zuwiderhandlung droht jedem Genossen Erschießung nebst Entzug der bürgerlichen Rechte. Der Kommissar des Stadtbezirks Podol. Damen-, Herren- und Frauenschneider Abram Prushiner

30. Januar 1918

Die bemalten Kacheln verstrahlten Hitze, die schwarze Uhr ging wie vor dreißig Jahren: ticktack. Der ältere Turbin – blond, glattrasiert, seit dem 25. Oktober 1917 finster und gealtert – lag in einem Uniformrock mit riesigen Taschen, in blauer Reithose und neuen weichen Schuhen im Sessel – seine Lieblingsstellung. Zu seinen Füßen saß auf einer Fußbank Nikolka mit seinem Haarwirbel, die Beine fast bis zum Büfett ausgestreckt – das Eßzimmer war klein. An den Füßen hatte er Schnallenstiefel. Seine Freundin, die Gitarre, sang zärtlich und dumpf: »Trrrum.« So unbestimmt – »trrrum«, denn, sehen Sie, vorläufig wußte man nichts Bestimmtes. Unruhig, nebelhaft, schlimm war es in der STADT.

Auf den Schultern hatte Nikolka Unteroffiziersklappen mit weißer Litze und auf dem linken Ärmel einen dreifarbigem Winkel. (Erstes Infanteriebataillon, dritte Kompanie. Es wird in Anbetracht der herannahenden Ereignisse schon den vierten Tag neu aufgestellt.)

Aber ungeachtet aller Ereignisse ist es im Eßzimmer eigentlich sehr schön. Warm, gemütlich, die cremefarbenen Vorhänge zugezogen. Die Ofenhitze macht die Brüder träge.

Der Ältere legt das Buch zur Seite und reckt sich.

»Spiel doch mal die ›Aufnahme‹.«

Trum-ta-tam-ta ... Trum-ta-tam-ta ...

*»Schicke Stiefel,
flotte Mützen,
Junkeringenieure marschieren!«*

Der Ältere fällt ein. Seine Augen sind finster, aber in ihnen flammt ein Fünkchen auf, das Blut pulsiert schneller. Doch leiser, meine Herren, leiser, leiser.

*»Seid begrüßt, ihr Sommerfrischler,
seid begrüßt, ihr schönen Frauen ... «*

Die Gitarre spielt einen Marsch, im Takt der Saiten marschiert die Ingenieurkompanie – eins, zwei! Vor Nikolkas Augen tauchen Erinnerungen auf:

Die Infanterieschule. Die abgebröckelten Alexanderssäulen, die Geschütze ... Junker kriechen auf dem Bauch von Fenster zu Fenster und erwidern das Feuer. In den Fenstern stehen Maschinengewehre.

Eine Wolke von Soldaten belagert die Schule, eine wahre Wolke. Was tun? General Bogorodizki, eingeschüchtert, ergibt sich, ergibt sich zusammen mit den Junkern. Diese Schande ...

*»Seid begrüßt, ihr Sommerfrischler,
seid begrüßt, ihr schönen Frauen,
längst begann die Geländevermessung.«*

Auf Nikolkas Augen legt sich ein Schleier.

Hitzewellen über den rotgoldenen ukrainischen Feldern. In einer Staubwolke marschieren die staubgepuderten Junkerkompanien. Das alles war einmal, war wirklich, und nun ist es aus. Eine Schande. Ein Blödsinn.

Jelena zog die Portiere auseinander, und in der dunklen Öffnung zeigte sich ihr rötlichblonder Kopf. Den Brüdern schickte sie einen sanften Blick, der Uhr aber einen beun-

ruhigten, sehr beunruhigten. Das war verständlich. In der Tat, wo blieb Talberg? Die Schwester war aufgeregt.

Um ihre Aufregung nicht zu zeigen, wollte sie mitsingen, hielt aber plötzlich inne und hob den Finger.

»Wartet mal. Hört ihr?«

Die Kompanie blieb plötzlich auf allen sieben Saiten stehen: Haalt! Alle drei horchten – ja, Kanonendonner. Schwer, fern und dumpf. Da, noch einmal: Bum ... Nikolka legte die Gitarre beiseite und stand rasch auf, ächzend erhob sich auch Alexej.

Im Wohnzimmer war es stockdunkel. Nikolka stieß gegen einen Stuhl. Vor den Fenstern die Oper »Die Nacht vor Weihnachten« – Schnee und Lichter. Flimmernd und blinkend. Nikolka drückte sich ans Fenster. Aus seinen Augen schwanden die Hitze und die Schule, die Augen forschten höchst gespannt: Wo? Er zuckte die Unteroffiziersschultern.

»Weiß der Teufel. Scheint, als ob bei Swjatoschino geschossen wird. Merkwürdig, so nah kann's doch nicht sein.«

Alexej stand im Finstern, Jelena näher zum Fenster, und es war zu sehen, daß ihre Augen vor Angst dunkel waren. Warum ist Talberg noch nicht da? Der Ältere spürte ihre Erregung und sagte daher kein Wort, obwohl er gerne etwas gesagt hätte. In Swjatoschino also. Kein Zweifel. Geschossen wird zwölf Kilometer vor der STADT, nicht weiter. Was bedeutet das?

Mit einer Hand faßte Nikolka den Fensterriegel, mit der anderen drückte er die Nase gegen die Scheibe, als wolle er sie zerdrücken und hinaus kriechen.

»Ich möcht gerne hin, erfahren, was los ist.«

»Ja, du hast dort gerade noch gefehlt.«

Jelenas Stimme klang beunruhigt. So ein Unglück. Ihr Mann sollte spätestens – hören Sie: spätestens heute nachmittag um drei zurückkehren, und jetzt war es schon zehn.

Schweigend kehrten sie ins Eßzimmer zurück. Die Gitarre schwieg finster. Nikolka brachte aus der Küche

den Samowar, der drohend zischte und spuckte. Auf dem Tisch standen Tassen, außen mit zarten Blumen verziert und innen vergoldet, besondere Tassen, kunstvollen Säulen gleich. Als die Mutter Anna Wladimirowna noch lebte, war dies das Sonntagsservice der Familie gewesen, jetzt benutzten die Kinder es jeden Tag. Das Tischtuch war trotz der Kanonen, der zermürbenden Unruhe und allen Unsinnns schneeweiß gestärkt. Dafür sorgte Jelena, die nicht anders konnte, dafür sorgte die im Hause Turbin aufgewachsene Anjuta. Der Fußboden glänzte, und jetzt, im Dezember, standen auf dem Tisch in einer hohen Milchglasvase hellblaue Hortensien und zwei traurige, glühende Rosen, die die Schönheit und Festigkeit des Lebens bestätigten, obwohl auf den Zugangswegen zur STADT ein heimtückischer Feind lauerte, der wohl imstande war, die herrlich verschneite STADT zu zerschlagen und die Reste der Ruhe mit den Stiefeln zu zertreten. Blumen. Diese Blumen waren ein Geschenk von Jelenas treuem Verehrer, dem Gardeleutnant Leonid Jurjewitsch Scherwinski, einem Freund der Verkäuferin im berühmten Süßwarengeschäft »Marquise« und der Verkäuferin im gemütlichen Blumenladen »Flora aus Nizza«. Im Schatten der Hortensien standen ein blaugemustertes Tellerchen mit ein paar Scheiben Wurst, Butter in einer Glasdose und ein Brotkorb mit einer Brotsäge und einem länglichen Weißbrot. Wie gemütlich hätte man Tee trinken und essen können, wären nicht diese betrüblichen Umstände gewesen. Ach ... Ach ... Auf der Teekanne ritt ein aus bunter Wolle gehäkelter Hahn, und der blanke Samowar spiegelte verzerrt die drei Gesichter der Turbins; Nikolkas Wangen sahen wie die von Momus aus. In Jelenas Augen stand Trauer, und ihre rötlich behauchten Strähnen hingen mutlos.

Talberg war irgendwo mit dem Geldzug des Hetmans steckengeblieben und hatte den Abend verdorben. Weiß der Teufel, vielleicht war ihm etwas zugestoßen? Die Brüder kauten mißmutig ihre Brote. Vor Jelena erkaltete die Tasse

Tee, daneben lag das Buch »Der Herr aus San Franzisko«. Ihre verschleierte Augen sahen blicklos auf die Worte:

Dunkelheit, Ozean, Sturm.

Jelena las nicht.

Schließlich hielt es Nikolka nicht mehr aus:

»Ich möchte doch wissen, warum so nah geschossen wird. Es kann schließlich nicht sein ...«

Er unterbrach sich selbst, und sein Spiegelbild im Samowar verzerrte sich von der Bewegung.

Pause.

Der Zeiger kroch über die zehnte Minute und strebte – ticktack – gegen Viertel elf.

»Es wird geschossen, weil die Deutschen Schurken sind«, knurrte plötzlich der Ältere.

Jelena hob den Kopf zur Uhr und fragte:

»Wollen die uns etwa unserm Schicksal überlassen?« Ihre Stimme klang traurig.

Die Brüder wandten ihr wie auf Kommando die Köpfe zu und begannen zu lügen.

»Keiner weiß was«, sagte Nikolka und biß ein Stück Brot ab. »Ich hab das ... hm ... als Vermutung gesagt. Das sind Gerüchte.«

»Nein, das sind keine Gerüchte«, antwortete Jelena trotzig, »das ist die Wahrheit; heute hab ich die Stscheglowa getroffen, die hat mir erzählt, daß zwei deutsche Regimenter aus der Gegend von Borodjanka abgezogen wurden.«

»Unsinn.«

»Überlege selbst«, sagte der Ältere, »ist es denkbar, daß die Deutschen diesen Halunken auch nur in die Nähe der Stadt lassen? Na? Mir ist unbegreiflich, wie sie mit dem auch nur eine Minute auskommen können. Ein völliges Absurdum. Die Deutschen und Petljura. Sie nennen ihn selbst nicht anders als Bandit. Lächerlich.«

»Ach, was erzählst du da! Ich kenne jetzt die Deutschen. Ich habe selber schon einige mit roten Schleifen gesehen. Und einen betrunkenen Unteroffizier mit einem Weib. Das Weib war auch betrunken.«

»Was hat das zu sagen? Fälle von Zersetzung können auch in der deutschen Armee vorkommen.«

»Ihr meint also, Petljura wird die Stadt nicht einnehmen?«

»Hm ... Ich halte das für ausgeschlossen.«

»Apsolman. Gieß mir bitte noch ein Täßchen Tee ein. Reg dich nicht auf. Bewahre, wie es heißt, die Ruhe.«

»O Gott, wo bleibt nur Sergej? Ich bin überzeugt, der Zug ist überfallen worden und ...«

»Was ›und‹? Warum machst du dir unnötige Sorgen? Die Eisenbahnstrecke ist doch frei.«

»Warum ist er dann noch nicht zurück?«

»Oh, mein Gott! Du weißt doch selbst, was jetzt Fahren heißt. Bestimmt haben sie auf jeder Station vier Stunden gestanden!«

»Eine revolutionäre Fahrt. Eine Stunde fahren, zwei Stunden stehen.«

Jelena seufzte tief, sah zur Uhr, schwieg eine Weile und begann dann wieder:

»O Gott, o Gott! Wenn die Deutschen nur nicht diese Niedertracht begehen, dann ist alles in Ordnung. Zwei ihrer Regimenter reichen aus, um euren Petljura zu zerquetschen wie eine Fliege. Nein, ich sehe, die Deutschen treiben ein gemeines Doppelspiel. Und wo bleiben die gepriesenen Verbündeten? Diese Schurken! Nur Versprechungen, Versprechungen ...«

Der Samowar, der bislang still gewesen war, begann plötzlich zu summen, und mit Asche bedeckte Glut fiel aufs Tablett. Die Brüder blickten unwillkürlich zum Ofen. Dort stand die Antwort. Bitte schön:

Die Verbündeten sind Schurken.



Michail Bulgakow

Die weiße Garde

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 432 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-630-62095-4

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: April 2006

Krieg und Frieden in Kiew: Michail Bulgakows erster, autobiografisch gefärbter Roman.

Dezember 1918: In Russland herrscht Bürgerkrieg. Die Truppen des kaiserlichen Deutschland haben weite Teile der Ukraine besetzt. Kiew wird zum Sammelbecken für die „Weißen“: Bankiers, Adlige, Halbweltdamen auf der Flucht vor der „roten Gefahr“.

 [Der Titel im Katalog](#)